

Was ist eigentlich die soziale Frage?

Von FELIX ZU LÖWENSTEIN S. J.

Man spricht heute — und nicht erst heute — viel von der sozialen Frage. Und doch darf man wohl ohne Übertreibung behaupten, daß die wenigsten eine befriedigende Antwort zu geben wüßten, wenn sie genau sagen sollten, was denn die soziale Frage eigentlich ist und worin sie besteht. Wie oft hört und liest man Redewendungen wie diese: Die soziale Frage ist noch immer nicht gelöst; wir fordern endlich eine Lösung der sozialen Frage! Dabei wird man das Gefühl nicht recht los, daß der Fordernde entweder selbst nicht weiß, was er eigentlich fordert, oder daß er dabei diese oder jene Einzelforderung im Auge hat, deren Erfüllung noch keineswegs die „Lösung der sozialen Frage“ bedeuten würde.

Was ist die soziale Frage? Ist es die Frage des Mitbestimmungsrechts der Arbeiter oder die Frage der Bodenreform? Ist es das Verlangen nach höheren Gehältern oder nach der Eingliederung unserer Neubürger? Ist es die Frage, wie den vielen, die zum Universitätsstudium drängen, die Studien ermöglicht und danach entsprechende Lebensstellungen gesichert werden sollen? Ist es die Frage der Erhaltung unseres Mittelstandes oder die nach der Schaffung einer Staatsform, die die Schwächen vergangener Formen vermeidet? Oder ist es das alles zusammen? Was ist eigentlich die soziale Frage? Worin besteht sie?

I

Zunächst wird es notwendig sein, all die erwähnten und zahlreiche andere Einzelfragen und soziale Mißstände scharf gegen die soziale Frage abzuheben. Die soziale Frage kann keineswegs schlechthin gleichgesetzt werden mit diesem oder jenem Mißstand oder auch der Summe aller sozialen Mißstände. Denn: soziale Mißstände hat es gegeben, solange es Menschen gibt. Das lehrt die Geschichte. Daß es auch in Zukunft soziale Mißstände geben wird, können wir ohne weiteres voraussetzen, solange die Bosheit und Dummheit der Menschen bleibt. Übrigens braucht es gar nicht unbedingt ihre Bosheit, die Dummheit allein genügt schon durchaus, um immer wieder Mißstände zu schaffen. Und doch hat es keineswegs zu allen Zeiten eine soziale Frage gegeben in dem Sinne, in dem wir heute das Wort gebrauchen, mit den Gefühlswerten, die wir damit verbinden.

Die Geschichte zeigt, daß es große soziale Umwälzungen gegeben hat, die keine Revolutionen waren; so beim Übergang vom romanischen zum gotischen Zeitalter. Dieser Übergang war nicht etwa nur ein Wechsel des Stiles. Stilwechsel auf dem Gebiete der Kunst wird es wohl überhaupt nicht geben ohne eine tiefgreifende Umwälzung des allgemeinen Lebensgefühls. Und allgemeine Umwälzungen des Lebensgefühls legen zum mindesten die Vermutung nahe, es könne ihnen eine

soziale Umwälzung zugrunde gelegen haben. So war es in der Tat beim Übergang vom 12. zum 13. Jahrhundert. Was hier geschah, war eine soziale Umschichtung tiefgreifendster Art. Ein neuer Stand, der Ministerialadel, das Rittertum, war hochgekommen, wurde zur kulturtragenden Schicht und verdrängte den bisherigen Träger der Kultur, das Fürstentum. Eine ähnliche friedliche Umwälzung hat die Renaissance gesehen: den Aufstieg des kaufmännischen Bürgerstandes — besonders in Italien und England — zur kulturtragenden Schicht. Einschneidende soziale Umschichtungen also, aber ohne Revolution, ohne Klassenkampf, ohne die scharfen sozialen Spannungen, die wir heute mitmeinen, wenn wir von der sozialen Frage unserer Zeit sprechen.

Daß soziale Mißstände nicht einfach mit der sozialen Frage gleichgesetzt werden können, zeigt sich auch darin, daß die Behebung solcher Mißstände nicht notwendig auch eine Lösung der sozialen Frage zu bringen braucht. Bismarck war der Meinung, er könne durch Sozialgesetzgebung den Sozialisten „den Wind aus den Segeln nehmen“. Die Sozialdemokraten jener Zeit glaubten, daß es wirklich so kommen werde, und waren deshalb längere Zeit Gegner einer solchen Gesetzgebung, die für die ganze Welt vorbildlich war und die, verglichen mit den Zuständen vor einem halben Jahrhundert, tatsächlich ganz wesentliche Besserung geschaffen hatte. Und doch kam es 1918 zur Revolution. Gewiß lag dazwischen der Weltkrieg und die Niederlage, aber diese Umstände allein hätten wohl nie zu einer Revolution geführt, wenn nicht die soziale Mißstimmung, die Unzufriedenheit weitester Kreise eben doch weitergelebt hätte.

Es zeigt sich also, daß beim Zustandekommen der sozialen Frage, so wie wir das Wort verstehen, außer den sozialen Mißständen noch ein Weiteres mitwirken muß. Es ist das, was man als den revolutionären Geist eines Zeitalters bezeichnen könnte, d. h. jener Geist der Unruhe, der über die Menschen einer Zeit kommen kann, wo jeder weiß und jeder fühlt und die meisten fordern, daß „irgend etwas“ ganz anders werden müsse.

Wie soll man diesen Geist näher umschreiben? Es ist nicht die Unzufriedenheit einzelner Menschen. Den „lieben Bruder Augustin“ des Volksliedes hat es immer gegeben. Das Eigene dieses Zeitgeistes ist vielmehr, daß die Unzufriedenheit breiteste Kreise, ganze Volksschichten, ja vielleicht die Allgemeinheit der Menschen einer Zeit ergreift, daß sie zu einer wesenhaften Unzufriedenheit wird, einer Unzufriedenheit, die nicht aus diesem oder jenem Übelstand geboren ist — wenn es auch vielfach auf den ersten Blick so scheint — und die darum auch durch die Behebung dieses Übelstandes nicht behoben wird. Würde das eine Übel heute behoben, so würde sich die Unzufriedenheit morgen auf etwas anderes werfen. Das ist es ja, was viele heute beunruhigt und erschreckt, daß es scheint, als könne man die Menschen auch mit allen möglichen

Zugeständnissen nicht mehr zufriedenstellen (vgl. die Heideggerschen Begriffe „Angst“ und „Sorge“).

Das ist nicht einfach Bosheit — obwohl es immer böse Menschen geben wird, die einen solchen Zustand für ihre Zwecke ausnützen, sei es für ihre Herrschsucht, sei es aus Zerstörungswut. Das ist auch kein bloßes Aufgehetztsein. Gewiß, allgemein kann dieser Geist der Unrast und Unzufriedenheit vielleicht tatsächlich erst dann werden, wenn ein Mann auftritt, der es versteht, die in vielen Herzen schlummernde Unzufriedenheit wachzurufen, sie in das öffentliche Bewußtsein zu heben, der den Mut hat, sie offen auszusprechen, und damit auch den andern den Mut gibt, zu sagen: Ja, so ist es! Aber woher kommt es, daß solche Hetzer oder solche Rufer nach Gerechtigkeit, wie immer man sie nennen mag, nur zu bestimmten Zeiten auftreten, zu anderen nicht? Woher kam es z. B., daß Hitler 1923 in den breiten Massen kein Echo fand, wohl aber im Jahre 1933? Es braucht dafür eben doch den „historischen Augenblick“. Wodurch wird dieser herbeigeführt, wovon hängt er ab?

Es ist vom „Mündigwerden“ der Völker gesprochen worden. Wie über den Jüngling eine Zeit komme, in der er nicht mehr gewillt ist, sich unter das väterliche Joch zu beugen, so komme auch über die Völker eine Zeit der Unruhe, wenn und weil eben auch sie mündig geworden seien. Aber abgesehen davon, daß solche Vergleiche soziologischer Vorgänge mit biologischen immer mit großem Vorbehalt gemacht werden sollten (Spengler hat uns da vorsichtig gemacht), — ist es nicht überraschend, daß das christliche Abendland erst nach tausend Jahren seines Daseins mündig werden sollte? Und die uralten Kulturen des Orients, sollten sie erst heute mündig werden? Oder soll man sagen, das Römerreich und seine Menschen seien erst mündig geworden zur Zeit der Bürgerkriege? Sicher mag der Begriff des Mündigwerdens manches in unserer Zeit besser begreiflich machen. Eine eigentliche Erklärung dieser Unruhe wird man aber doch wohl tiefer suchen müssen.

Vielleicht darf man so sagen: Dieser Geist entsteht immer dann, wenn den Menschen eine Weltordnung, in der sie sich bis dahin beheimatet und befriedet gefühlt hatten, plötzlich zerbricht.

Diese Ordnung braucht keineswegs notwendig die christliche zu sein; es kann auch die mohammedanische, hinduistische, buddhistische, schintoistische oder welche immer sein.

Verweilen wir für einen Augenblick beim Orient. Der nahe und der ferne Osten hatte und hat bekanntlich soziale Mißstände von einem Ausmaß, wie wir es uns in Europa nicht vorstellen können — man denke nur an das Kuliwesen, das Fellachentum. Und doch lag Jahrhunderte hindurch über dem Orient jene Ruhe, für die er sprichwörtlich geworden ist. Der Orient kannte soziale Mißstände, aber er kannte keine soziale Frage. Und heute steht er mit einem Mal in Flammen! Es ist längst klar, daß es sich hier nicht nur um politische Kämpfe handelt;

es handelt sich um tiefe soziale Unzufriedenheit und soziale Umwälzungen. Was ist da geschehen? Die Antwort wird jedem Kenner des Orients deutlich sein. Seit 80 bis 100 Jahren sind die geistigen Führer des Ostens — und auf diese, nicht auf die breite, führungsbedürftige Masse des Volkes kommt es bei revolutionären Bewegungen ja immer an — durch einen Universitätsunterricht gegangen, der europäisch ausgerichtet war, sei es an den Hochschulen Europas und Amerikas, sei es an den nach europäischem Vorbild arbeitenden Universitäten des Ostens. Die Folgen waren verheerend. In Poona z. B., einer ausgesprochenen Universitätsstadt Indiens, wurde mir versichert, wenigstens 90 Prozent der Universitätsstudenten seien ungläubig oder doch in ihrer Gläubigkeit erschüttert. Der Glaube ihrer Heimat, Hinduismus, Mohammedanismus oder was es sein mag, ist ihnen weitgehend verloren gegangen, und was trat an seine Stelle? Nichts, höchstens ein öder Materialismus. Damit ist aber den Menschen das Weltbild, in dem sie beheimatet waren, zerbrochen, und sicher ist das einer der Gründe dafür, daß allmählich die ganze östliche Welt in Gärung gerät.

Europa ist zweifellos zutiefst von einem Geiste innerer Unruhe und Unrast ergriffen. Fragt man sich nun, welches Weltbild uns, den abendländischen Menschen von heute, verloren ging, so mag der erste Gedanke vielleicht sein: das Christentum. Aber wann ist Europa die christliche Weltanschauung als ein das gesamte öffentliche Leben beherrschendes Leitbild verloren gegangen? Liegt das nicht weit zurück? Muß man nicht sagen, daß der europäische Geist als Ganzes schon seit Jahrhunderten, schon seit dem Ende des Mittelalters, seit dem Einbruch des Humanismus und noch mehr seit dem Zeitalter der Aufklärung nicht mehr christlich ist? Und muß man nicht anderseits sagen, das christliche Weltbild lebt wenigstens in der katholischen Kirche — um über andere nicht zu urteilen — noch ungebrochen fort? Nicht nur ungebrochen, sondern sogar geläutert, als eine Weltanschauung, die sich innerlich erfolgreich mit all den zahllosen Anfechtungen der letzten Jahrhunderte auseinandergesetzt hat? Liegt nicht gerade darin der Ruhm des Christentums, daß es auch nach den Stürmen, die es mitgemacht hat, heute in denen, die wirklich christlich sind, nicht nur ungeschwächt, sondern verjüngt, geläutert und gestärkt weiterlebt? Das „Christentum“ ist je nachdem, wie man das Wort verstehen will, entweder als längst vergangen zu bezeichnen oder aber als ungebrochen noch heute fortlebend. Das Erlöschen des Christentums kann also nicht der Grund sein für den Geist der Unruhe, der unsere Zeiten kennzeichnet. Nein, was zerbrochen ist, ist etwas anderes: Es ist das Weltbild, in dem sich unsere Väter und Urgroßväter sicher und beheimatet gefühlt hatten — das Weltbild des Europa des 19. Jahrhunderts. Will man ihm einen Namen geben, so kann man es das liberal-bürgerlich-christliche Weltbild nennen (einen besonders stark gekennzeichneten Ausschnitt daraus nennen die Eng-

länder „Victorian“). Dieses Weltbild allerdings ist zerbrochen, und die zwei Weltkriege haben das Ihrige dazu beigetragen, es noch viel rascher zu zerschlagen, als dies sonst vielleicht geschehen wäre. Das fühlen heute alle, auch wenn sie keine Philosophen sind. Der einfachste Mann fühlt es, daß jene Welt vorüber ist, und daß nichts anderes, jedenfalls nichts Festes an ihre Stelle getreten ist.

Diesem Zusammenbruch war hundert Jahre vorher ein anderer vorausgegangen: das Ende des aristokratischen Weltbildes des Spätbarock und Rokoko. Auch dieser Zusammenbruch war plötzlich gekommen (1789) und hatte damit eine Unruhe entstehen lassen, die weit bis ins 19. Jahrhundert hineinreicht. Es ist ein tragisches Schicksal der europäischen Menschheit, daß sie zweimal in kurzer Folge solche Einbrüche erleben mußte, daß das „bürgerliche Weltbild“ des 19. Jahrhunderts nicht die Zeit, vielleicht auch gar nicht die innere Kraft hatte, sich festzusetzen, und daß wir darum aus der inneren Unrast und Unruhe, der inneren Gehetztheit nicht herauszukommen scheinen.

Es wurde schon gesagt, daß es nicht notwendig das christliche Weltbild sein muß, in dem sich Menschen beheimatet fühlen; es kann auch das irgendeiner anderen Religion oder Glaubensform sein. Selbst der Kommunismus scheint es, wenn wir manchen Berichten Glauben schenken dürfen, weitgehend erreicht zu haben, den Menschen, die unter seiner Herrschaft leben, ein neues, geschlossenes Weltbild zu vermitteln: das Weltbild des Materialismus, freilich nur durch das Mittel einer völligen Abkapselung von der Außenwelt — ein Weltbild, das anscheinend zerbröckelt, wenn erst die Menschen jener Hemisphäre mit anderen Weltanschauungen in Berührung kommen und sehen, daß es auch anderes und Besseres gibt.

Wenn es wahr ist, daß die soziale Frage nicht einfach mit sozialen Mißständen gleichzusetzen ist, dann folgt daraus, daß sie auch nicht durch die Behebung solcher Mißstände allein gelöst werden kann, ja daß diese Behebung nicht einmal das wichtigste Mittel zur Lösung der sozialen Frage ist. Dann gewinnt es aber auch auf einmal einen neuen und tieferen Sinn, wenn die Päpste immer wieder von der „Erneuerung des Geistes“ sprechen. Dann wird deutlich, daß und warum das nicht etwa nur ein frommer Zusatz ist, zu dem die obersten Priester der Christenheit auf Grund ihrer Stellung verpflichtet sind, daß vielmehr dieser Hinweis auf den Geist den eigentlichen Kern der sozialen Frage trifft. Dann zeigt sich aber auch, daß die Kirche, wenn sie Tausende von Priestern auf die Kanzeln schickt, um immer und immer wieder an dem Aufbau einer neuen christlichen Weltordnung in den Menschen selbst zu arbeiten, im Grunde mehr zur Lösung der sozialen Frage tut, als sie durch alle äußeren caritativen und sozialen Einrichtungen tun könnte und tut.

Wer an der Lösung der sozialen Frage mitarbeiten will, sollte sich über diese tieferen Zusammenhänge klar sein.

II

Allerdings, der Geist allein tut es auch nicht. Gäbe es keinerlei soziale Mißstände (noch einmal: wenn so etwas überhaupt möglich ist), dann könnte es zwar immer noch einen tiefen Unfrieden in den Herzen der Menschen geben, aber dieser Unfriede könnte sich nicht auf das Gebiet des Sozialen schlagen und darum entstände auch keine soziale Frage. Es scheint ein gewisser verhängnisvoller Zirkel vorzuliegen: Der Geist kann nicht zur Ruhe kommen, bevor nicht das neue Weltbild da ist, das seinen konkreten Niederschlag in einer neuen Gesellschaftsordnung finden muß; diese neue Weltordnung aber kann nicht kommen, bevor nicht das neue Weltbild, die Idee, das Ideal da ist. Darum genügt es zweifellos nicht, das Christentum als solches zu predigen; es muß vielmehr der Raum geschaffen, es müssen die gesellschaftlichen Zustände herbeigeführt werden, die ihm unter den heutigen Verhältnissen entsprechen. Dazu ist es nötig, klar zu sehen: Welches sind die sozialen Mißstände unserer Zeit? Und: Was ist das Ziel, die neue Ordnung, die allen unseren Einzelbemühungen um Besserung vorschweben muß?

Vorkämpfer auf dem sozialen Gebiet in der ersten Hälfte und um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, wie etwa Bischof Ketteler, mußten erst mühsam darum ringen, die wahre Natur, die Auswirkungen, die tieferen Ursachen der sozialen Mißstände zu durchschauen. Wir haben keinen Grund, deshalb mitleidig auf sie herabzusehen. Wir befinden uns weitgehend heute noch in der gleichen Lage. Neue Probleme sind auf dem sozialen Gebiet entstanden, Fragen, deren Ausmaße und Auswirkungen wir heute noch gar nicht überschauen. Versuchen wir einen kurzen Überblick, wobei wir uns auf Deutschland und insbesondere auf die westlichen Zonen beschränken. Daß der Osten noch ganz eigene Probleme hat, ist klar.

Vor allen anderen steht die Frage nach der nackten Existenz. Wovon sollen die Millionen, die auf dem engen Raum von „Rumpfdeutschland“ zusammengepfercht sind, leben? Das ist die erste und vordringlichste Frage.

Es kann darauf drei Antworten geben. Die erste wurde von Verbrechern gegeben — anders kann man sie nicht bezeichnen. Sie lautete: sie sollen aussterben. Nichts anderes bedeutete der Vorschlag, Deutschland zu einem reinen Agrarland zu machen.

Die zweite Antwort wäre: Auswanderung — ein Gedanke, der von vielen ernsthaft erwogen worden ist und erwogen wird und gewiß nicht ernsthaft genug, d. h. nicht sorgfältig und behutsam genug geprüft werden kann. Denn Auswanderung von Millionen würde ohne Zweifel die

schwersten Probleme aufwerfen, sowohl für die Länder, in die die Millionen einwandern würden, wie für das Land, das, nachdem die jungen, arbeitskräftigen und begabten Menschen ausgewandert wären — denn nur diese würden für Auswanderung ernstlich in Frage kommen —, mit Alten, Krüppeln, Kranken und sonst Minderbefähigten seinen Aufstieg nehmen soll.

Die dritte, wohl nächstliegende Antwort wäre der Vorschlag, Deutschland nicht nur wieder zu industrialisieren, sondern noch stärker zu industrialisieren als zuvor. Denn es ist eigentlich eine Binsenweisheit, daß eine große Menschenzahl auf engem Raum nur dann leben kann, wenn sie hoch industrialisiert ist. Aber auch diese Antwort wird sorgsam überlegt, durchdacht und ausgearbeitet werden müssen. Zum Aufbau einer Industrie braucht es nicht nur die Zustimmung der Siegermächte und tatkräftige Unterstützung durch großzügige Bereitstellung von Kapital; es braucht auch, damit die Menschen davon leben können, Absatzmärkte. Absatzmärkte werden, wie die Geschichte lehrt, entweder durch politische Macht erzwungen — eine solche haben wir nicht — oder in jahrzehntelanger mühseliger Kleinarbeit durch fleißige Kaufleute erschlossen; so lange aber können wir nicht warten. Ferner wird zu überlegen sein, wie bei einer etwaigen raschen Re-industrialisierung unseres Volkes all die sozialen Härten des vergangenen Jahrhunderts vermieden werden können. Ist es überhaupt ein Idealzustand, ganz Deutschland mit Fabrikschloten übersät zu sehen? Ist es wünschenswert, daß jeder zweite deutsche Mensch ein Fabrikarbeiter ist?

Es wäre wohl genau zu überlegen und von Berufenen zu untersuchen, ob nicht die Lösung dieser ersten Frage in der Richtung ausgedehntester Siedlung, und zwar Klein- und Gartensiedlung, zu suchen wäre, verbunden mit dem Ausbau einer dezentralisierten Industrie, deren besonderer Schwerpunkt die Präzisionsindustrie wäre, also eine Form von Fertigwarenherstellung, für die der deutsche Arbeiter besondere Eignung mitzubringen scheint und die auch ohne scharfen Konkurrenzkampf Absatz finden würde, weil sie in anderen Ländern weniger betrieben wird.

Es sei hier nur hingedeutet auf die Größe dieses Problems und auf die Richtung, in der die Lösung allenfalls zu suchen wäre. Nicht auf die Lösung der sozialen Frage kommt es ja in diesen Zeilen an, sondern darauf, zu zeigen, worin die Frage eigentlich besteht und wo die Probleme liegen.

Hinter dieser ersten Frage nach der Existenzgrundlage stehen dann die sozialen Mißstände im engeren Sinn des Wortes. Karl Marx hat ohne Zweifel das Verdienst, den Mißstand seiner Zeit richtig gesehen zu haben, wenn er sagte, die menschliche Gesellschaft zerfalle in zwei Hälften: hier Arbeitgeber, dort Arbeitnehmer (Expropriateure, wie er

sagte, und Exproprierte). Zwischen beiden stehe als trennende Linie der Arbeitsmarkt. Wenn es zur Zeit von Marx nur eine solche Trennungslinie gab, so gibt es heute deren viele. Einige von ihnen sind zeitbedingt, wie die von Stadt und Land; von Sachwertbesitzern und bloßen Geldwertbesitzern; von Schwergeschädigten und durch irgendeinen glücklichen Zufall Mindergeschädigten und andere mehr. Die Währungsreform und besonders das geplante Lastenausgleichsgesetz werden suchen, einige dieser Gegensätze zu überbrücken. Das Gegensatzpaar Stadt-Land allerdings ist besonders tiefgreifend und ernst und wird durch diese Maßnahmen allein wohl nicht aus der Welt geschafft werden. Auch die Handhabung des Marshallplanes wird entweder zur Minderung oder zur Verschärfung dieses Gegensatzes vieles beitragen, je nachdem die Verteilung der Güter und die Verzollung so geregelt wird, daß sie den berechtigten Wünschen beider Teile Rechnung trägt oder nicht.

Außer den zeitbedingten und vielleicht vorübergehenden Trennungslinien gibt es aber auch solche, die sich nicht durch die Maßnahmen der nächsten Zukunft werden überwinden lassen.

Da ist einmal die alte Trennung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. So falsch es wäre, die Arbeiterfrage allein als die soziale Frage anzusehen, so falsch wäre es, sie zu übersehen. Denn es ist wieder nur zeitbedingt, daß diese Frage — wenigstens bis zur Währungsreform — noch verschleiert schien. Der Zustand des „Proletariats“, d. h. die ungesicherte Existenz, die noch unsicherer ist als die des Beamten und des selbständigen Gewerbetreibenden (sicher ist freilich heute niemand), bleibt bestehen. Diese Unsicherheit der Existenz wird auch nicht behoben durch Sozialisierung (ob eine solche nun erstrebenswert ist oder nicht), noch weniger durch Verstaatlichung der Produktionsgüter (die den Arbeiter erst recht in Abhängigkeit und Sklaverei stürzen würde), auch nicht durch das Mitbestimmungsrecht (wiederum, ohne damit etwas sagen zu wollen, ob und wie ein Mitbestimmungsrecht eingeführt werden soll); eigentlich behoben wird sie nur auf dem Weg, den schon Leo XIII. und wiederum Papst Pius XI. gewiesen haben: durch die „Entproletarisierung“, d. h. die Existenzsicherung auf dem Wege über den gerechten Lohn, den Familienlohn und letztlich den Besitz eines eigenen Heimes und eines eigenen Stückes Grund und Boden. Sollte die Entwicklung dazu führen, daß Deutschland wieder stärker industrialisiert wird, dann würde mit allen Kräften dahin zu wirken sein, daß neben den anderen Maßnahmen sozialgesetzgeberischer Art besonders dieses wesentliche Kernstück christlicher Soziallehre verwirklicht wird: ein freier Arbeiter, der mit seiner Hände Arbeit so viel verdient, daß er und seine Familie mit der Zeit zu einer krisengesicherten Existenz gelangen kann.

Eine andere Trennungslinie, die nicht in Kürze überwunden werden wird, ist die zwischen Altbürgern und Neubürgern. Es steht ohne Beispiel in der uns bekannten Geschichte zivilisierter Völker da, daß Mil-

lionen von Menschen von dem Lande, auf dem ihre Vorfahren seit Jahrhunderten gesessen hatten, vertrieben und in ein anderes Land „hineingepumpt“ wurden. Darum können wir die Folgen einer solchen Tat noch gar nicht abschätzen. Es ist nicht richtig zu sagen, daß hier Deutsche zu Deutschen geschickt worden seien. Es sind Ostdeutsche, Sudetendeutsche, Ungarndeutsche, Balkandeutsche zu West- und Norddeutschen geschickt worden, d. h. zu Menschen, die eine andere Mundart reden, zu Menschen, mit anderen Gewohnheiten, Traditionen, Temperament, ja sogar vielfach anderer Kleidungsweise. Was soll mit diesen Millionen geschehen? Ist es richtig, sie unter sich zusammenzufassen? Ist es richtiger, sie so zu zerplittern, daß sie von der Stammbevölkerung aufgesogen werden? Oder ist es richtiger, sie immer wieder auf eine spätere Rückwanderung zu vertrösten? Jedenfalls kann von der sozialen Frage unserer Zeit nicht geredet werden, ohne diese ganz neue soziale Not zu berücksichtigen; sicher ist, daß eine befriedigende Lösung erst dann gefunden wird, wenn man diese Menschen nicht wie tote Zahlen behandelt, sondern als das, was sie sind: Menschen, fühlende Menschen, und Menschen, die einen Anspruch auf Gerechtigkeit haben!

Dieser vielfachen Zerrissenheit stellt die christliche Soziallehre den Gedanken der berufsständischen Ordnung oder der „Leistungsgemeinschaften“ gegenüber, also den Gedanken einer vertikalen Gliederung und Ordnung der Gesellschaft.¹

Das eigentliche und bezeichnende soziale Übel des 20. Jahrhunderts, im Gegensatz zum 19., ist jedoch nicht so sehr die Zerreißung als vielmehr die Vermassung der menschlichen Gesellschaft.

Was heißt Vermassung? Es ist dies eine Zeiterscheinung, die sich auf allen Lebensgebieten verfolgen läßt.

Zunächst auf dem Gebiete der Politik. Wir leben nicht mehr in der Zeit, in der die Politik von einzelnen Herrscherpersönlichkeiten und einem kleinen Kreise ausgewählter Staatsdiener gemacht wird. Das Wahlsystem bringt es mit sich, daß die große Zahl der Stimmen die Richtung der Politik bestimmt oder doch entscheidend beeinflußt. Wer daher den Ehrgeiz hat, eine führende Rolle in der Politik zu spielen, der muß heute — so wie er früher vielleicht einem Herrscher schmeicheln mußte — die größtmögliche Zahl von Stimmen zu gewinnen suchen. Wird es ihm dabei vor allem auf die Aufklärung der Massen, auf ihre Erziehung zu selbständigem Denken ankommen, oder vielmehr auf möglichst zugkräftige Schlagworte? Und haben wir auf dem Gebiete der Politik nicht

¹ Vgl. v. Nell-Breuning: „Um die berufsständische Ordnung“ in dieser Zeitschrift, April 1948; ferner vom gleichen Verfasser „Berufsständische Gesellschaftsordnung“ in „Beiträge zu einem Wörterbuch der Politik“, (Freiburg, Herder) Heft I, und „Berufsständische Ordnung“, in „Lehrbriefe der Arbeitsgemeinschaft katholischer Laienwerke“, Frankfurt a. M.

tatsächlich die große Masse auf der einen Seite und auf der anderen Seite die Einzelnen — Drahtzieher vielleicht —, die diese Massen lenken? Nur so war doch wohl die großartigste Erfindung unseres Jahrhunderts, das „Einparteiensystem“ der totalitären Staaten, möglich.

Die Wirtschaft wird nicht mehr von einzelnen, vielleicht brutalen, vielfach auch genialen Köpfen geleitet, wie es im Aufstiegszeitalter der technischen Entwicklung diesseits und jenseits des Ozeans der Fall gewesen ist. Mit dem Anwachsen der Betriebe haben diese sich immer mehr verkartellisiert und zu Riesengebilden zusammengeballt, in denen der einzelne Wirtschaftler immer weniger, das anonyme Kapital immer mehr zu sagen hat. Sollte aber die Entwicklung wirklich zur Verstaatlichung der Wirtschaft führen, wäre sie dann nicht noch mehr entpersönlicht, d. h. zum Werkzeug einzelner und zwar wirtschaftsfremder, politischer Menschen geworden? Auch hier geht der Weg von der freien, einzelnen wirtschaftenden Persönlichkeit zur Vermassung der Wirtschaft.

Vermassung treffen wir aber ganz besonders auf gesellschaftlichem Gebiet, als soziologische Vermassung. Wir haben es schon fast vergessen, daß es vor gar nicht langer Zeit bei uns noch klar geschiedene Stände gegeben hat, daß schon die Kleidung die Bäuerin von der Bürgersfrau und diese von der adeligen Dame unterschied. Heute sind fast alle äußeren Unterschiede verschwunden. Mode und Standardisierung haben alle individuellen Unterschiede eingeebnet. Das Auto — um nur ein besonders augenfälliges Beispiel herauszugreifen — wurde vor 1914 von manchen Firmen noch genau so auf persönliche Bestellung und entsprechend nach persönlichen Wünschen und Angaben gemacht wie früher die Kaleschen. Mercedes-Benz hat sich noch lange bemüht, wenigstens Typen einer ausgeprägt individuellen Eigenart herauszubringen. Schließlich mußte auch diese Firma zum Mercedes-Heckwagen übergehen, und heute fährt man im „Volkswagen“. Die dritte Klasse der Eisenbahn ist zur Einheitsklasse geworden, die Frau des Ministers zieht sich nicht wesentlich anders an als ihr Dienstmädchen, und im Straßenbild fällt die Bauersfrau aus dem Osten auf, die sich noch anders kleidet als alle anderen. Wie die individuellen Unterschiede sich verwischt haben, so auch die Grenzen zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung. Nicht als ob es zwischen arm und reich keinen Unterschied mehr gäbe; den wird es immer geben. Es gibt kein Volk, in dem es keine Ober-, Mittel- und Unterschicht gäbe. Aber die Grenzen sind nicht mehr fest, sondern fließend. Ununterbrochen steigen die einen auf, sinken die andern ab. Wenn es Zeiten gab, in denen das Übel darin lag, daß sich die Grenzen zwischen den Schichten so sehr verhärtet hatten, daß auch für Tüchtige keine Aufstiegsmöglichkeit mehr gegeben war, so liegt es heute darin, daß es überhaupt keine Grenzen und damit überhaupt kein festes Gefüge des Gesellschaftskörpers mehr gibt. Es gibt fast nur mehr gleichförmige Masse.

Die gleiche Erscheinung zeigt sich auch auf dem Gebiet der Kultur. Es gab einmal eine Fürstenkultur (Romanik), eine Ritterkultur (Gotik), eine bürgerliche Kultur (Renaissance), eine höfische Kultur (Barock), eine Adelskultur (Rokoko). Das heißt, es gab bestimmte kulturtragende Schichten. Heute gibt es angeblich nur mehr eine „Volkskultur“. Angeblich trägt das Volk die Kunst. Aber wenn man sich die Kunst von heute ansieht, muß man dann nicht sagen, daß es vielleicht noch nie eine so volksfremde Kunst gegeben hat wie heute, wo etwa Erscheinungen wie „Surrealismus“ oder „Gegenstandslose Kunst“ als letzte Errungenschaft gepriesen werden? Volk kann eben allenfalls noch Träger der Kultur sein, die Masse aber nicht. So kommt es, daß weithin eine ganz dünne, ständig wechselnde, vielfach wurzellose, volksfremde Intelligenzschicht zur tatsächlichen Trägerin der Kultur geworden ist.

All das findet seinen Ausdruck in dem Mangel an „Persönlichkeiten“, an dem unsere Zeit leidet. Auf dem Gebiete der Graphologie hat Klages darauf hingewiesen, wie tief das heutige durchschnittliche „Niveau der Handschrift“ gesunken ist, verglichen etwa mit dem der Menschen der Renaissancezeit. Vermassung auf allen Gebieten!

Es braucht nicht ausgeführt zu werden, daß dieses Phänomen der Vermassung eines der schwersten sozialen Übel unserer Zeit ist. „Die Masse, wie Wir sie soeben gekennzeichnet haben, ist der Hauptfeind der wahren Demokratie und ihres Ideals von Freiheit und Gleichheit“, sagt Papst Pius XII. in seiner Weihnachtsansprache von 1944. Es genügt, auf die Vermassung der Spätantike und ihre Folgen hinzuweisen, um zu erkennen, daß diese Vermassung das Ende der abendländisch-christlichen Kultur bedeuten könnte.

Demgegenüber genügt es aber nicht, die Erziehung selbständiger Persönlichkeiten zu verlangen. Vermassung ist ein soziologisches Problem, nicht nur ein rein individuelles. Darum genügt es nicht, einzelne selbständige Persönlichkeiten heranzuziehen — so notwendig das auch ist —, sondern es kommt darauf an, soziale Institutionen zu schaffen, die diese Persönlichkeiten zusammenfassen und auf den Platz führen, der ihnen gebührt. Das ist das Problem einer gesunden Oberschicht und darüber hinaus das Problem einer vertikalen Neugliederung der menschlichen Gesellschaft, das nicht weniger wichtig und dringlich erscheint als das der horizontalen.

So sind die sozialen Mißstände von heute, die zusammen mit dem Geist sozialer Unruhe und Unrast die soziale Frage unserer Zeit ausmachen, weit umfassender als früher, zum Teil ganz neu. Die soziale Frage ist die Frage, wie alle diese vielen Teilprobleme im Lichte einer höheren Weltanschauung und aus ihrer Kraft zu einer neuen Weltordnung gefügt werden können, in denen die Menschen sich wenigstens einigermaßen wieder befriedet finden können.

Daß dazu neben und über aller Teilarbeit ein Ideal, eine Idee als Ziel vorschweben muß, ist klar. Es ist nicht wahr, daß die materiellen, die wirtschaftlichen Gegebenheiten einer Zeit die Ideen hervorbringen. Niemand hat das besser widerlegt als Marx selbst. Denn ihm schwebte sehr wohl eine Idee vor. Er sah vor sich das Idealbild der menschlichen Gesellschaft, und dieses immer noch nicht erreichte Idealbild war es, das seine eigene Tätigkeit und die seiner Nachfolger bestimmte: die klassenlose Gesellschaft. Die Tragik ist nur, daß eine klassenlose Gesellschaft kein wahres Idealbild ist, sondern eine Utopie. Es gibt keine klassenlose Gesellschaft und wird niemals eine geben. Dem widersetzt sich nicht diese oder jene Wirtschaftsordnung, sondern die Natur des Menschen selbst. Immer wird es z. B. eine Oberschicht geben; die Frage ist nur, wie sie gebildet wird und wer sie bildet. Rußland bietet dafür den deutlichsten Anschauungsunterricht. Das war es ja, was André Gide so tief enttäuschte², als er bei seinem Besuch im marxistischen Paradies feststellen mußte, daß es hier genau so wieder eine Aristokratie gab wie im zaristischen Rußland, nur mit anderen Namen und Personen.

Das wahre Ziel kann immer nur sein: wohlgeordnete Vielheit. Der Weg dahin aber wird nicht irgendein doktrinäres Apriori sein, das sich von vornherein auf dieses oder jenes bestimmte Gesellschaftsbild festlegt und dieses auf Biegen oder Brechen anstrebt. Geschichte ist Fluß. Worauf es ankommt, ist, diesen Fluß nicht sich selbst oder andern zu überlassen. Je mehr uns bei der Behandlung jedes Teilproblems der sozialen Frage dieses Idealbild wohlgegliederter Vielheit vor Augen schwebt, je mehr die Grundsätze wahrer Ordnung dabei zur Anwendung gelangen, desto mehr wird das Gesamtbild der Zukunft sich diesem Idealbild nähern.

Die Grundsätze wahrer Ordnung aber lassen sich an den Geboten des Dekalogs ablesen, der ja nichts anderes als geoffenbarte Naturordnung ist: Geist der Unterordnung (4. Gebot) im Gegensatz zum Geist der Empörung; Gerechtigkeit (7. Gebot) im Gegensatz zu Ausbeutung und Willkürherrschaft; Eintracht (5. Gebot) im Gegensatz zu Klassenhaß und Völkerhaß; endlich Religion (1.—3. Gebot) im Gegensatz zu materialistischer Gottlosigkeit.

Je mehr diese Grundprinzipien sich durchsetzen, desto eher wird die Gärung unserer Zeit überwunden werden, um zu einer neuen, wohlgeordneten Einheit in einer neuen Vielheit zu gelangen.

² André Gide: „Retour de l'URSS“